

Aus vier Jahrzehnten

von Alfred Petersen, Schleswig

Hochverehrter Herr Bischof!
Lieber Bruder Wester!

In der Festgabe „Kirche zwischen Nord- und Ostsee“, die Ihnen zur Vollendung Ihres 65. Lebensjahres gewidmet worden ist, hat der damalige Oberkirchenrat und heutige Segeberger Propst Eberhard Schwarz als Ihr persönlicher Referent Ihr Leben und Wirken, vor allem in Ihrer Eigenschaft als Vorsitzender der Kirchenleitung, ausführlich gewürdigt. In der vorliegenden Folge der „Schriften des Vereins zur Schleswig-Holsteinischen Kirchengeschichte“ werden Ihnen zum 70. Geburtstag sehr verschiedene Beiträge dargebracht. Ich möchte mich mit einem Brief in die Reihe der Gratulanten einfügen, die mit herzlichen Segenswünschen zum Geburtstag und für das noch vor Ihnen liegende Leben an Sie denken.

Unsere Lebenswege begegneten sich zum erstenmal vor 40 Jahren. Mir ist deshalb durch den Sinn gegangen, diese vier Jahrzehnte noch einmal in ihrer Gesamtheit zu überdenken und dabei *Wegen und Wandlungen, Problemen und Perspektiven* nachzugehen, die dieser Zeitspanne das Gepräge geben und besondere Akzente setzen.

Es war im Sommer 1932. Ihre verhältnismäßig kurze Dienstzeit als *Landesjugendpastor* ging zu Ende. Bevor Sie im Herbst jenes Jahres nach Westerland in die Gemeindearbeit gingen, veranstalteten Sie auf Nordstrand ein letztes Mal das Zeltlager mit der Jugend. „Vater Gutbier“ – so nannten wir den Hofbesitzer in der Trender Marsch – hatte auf seinem Besitz das notwendige Gelände für den Aufbau der Zelte und eine Unterkunft in seiner Scheune zur Verfügung gestellt. Als Ihre „Unterführer“ standen Ihnen in jenem Sommer der Amtsbruder Hans Herbert Schröder und die Predigerseminarkandidaten Holst, Miether (diese beiden sind aus dem Krieg nicht heimgekehrt), Johannes Schröder und ich zur Seite. Mir ist noch lebhaft in Erinnerung, wie der Tag ablief. Der Appell mit Tageslosung und Flaggenhissung eröffnete den Tag,

und die Andacht in der Odenbüller Kirche, zu der wir allabendlich hinüberwanderten, beschloß ihn. Dazwischen lagen Sport und Spiel, Bibelarbeit und Gespräche, fröhliche Veranstaltungen – die Mahlzeiten nicht zu vergessen – und alles, was zu einem gemeinsamen Lagerleben gehört.

Der Hintergrund, auf dem Sie diese *Arbeit an der Jugend* damals zu gestalten hatten, war die wirtschaftliche Krise, die unser Volk ergriffen hatte, die ständig zunehmenden Arbeitslosenziffern, die Hoffnung auf bessere Zeiten, deren Erfüllung vom immer stärker werdenden Nationalsozialismus erwartet wurde, und eine Jugend, die einen Weg in die Zukunft suchte, in der das Leben lebenswert sein würde. In dieser Situation begegnete die Kirche der jungen Generation mit der Botschaft des Evangeliums als Angebot zur Bewältigung des Lebens und seiner Probleme.

Die Jugendarbeit unserer Kirche hat heute einen wesentlich anderen Hintergrund. Eine Analyse der geistigen und geistlichen Situation der heutigen jungen Generation ist in wenigen Sätzen nicht zu erstellen. Nur stichwortartig sei sie angedeutet. Wir sprechen von der kritischen Generation, die nichts ungeprüft übernimmt, was die Tradition ihr überliefert; sie hinterfragt alles, um es auf seine Verwendbarkeit für die Zukunft zu prüfen. Wir sprechen von der unruhigen Jugend, die skeptisch ist gegenüber allem, was die ältere Generation ihr empfiehlt. Damit verbunden ist die Autoritätskrise, die das Zusammenleben der jungen mit der älteren Generation so außerordentlich belastet. Trotz allem wissen wir, daß die Jugend auf der Suche ist nach gültigen Leitbildern. Sie hält nichts von dem Prinzip einer formalen Autorität, ist aber dennoch aufgeschlossen für die Autorität, die ihr in bestimmten Persönlichkeiten begegnet, denen sie die Bedeutung eines gültigen Leitbildes zuerkennt. Wir sprechen von der Jugend, die in absolutem Gegensatz steht zu der Nur-Konsumhaltung, wie sie vielfach in den Kreisen der sog. Erwachsenen das Leben bestimmt. Die Jugend drängt zu Aktionen, die die Gesellschaft verändern können. Dieses Drängen rührt her aus einer weitverbreiteten Verdrossenheit über die Formen, in denen die gegenwärtige Gesellschaft ihr Leben gestaltet. Um sich des Unmuts darüber zu erwehren, nimmt die Jugend nicht selten Zuflucht zu Drogen und Rauschmitteln, mit deren Hilfe sie sich das Bild des Lebens vorgaukelt, das die Wirklichkeit ihr vorenthält. Nicht unerwähnt sei in diesem Stichwortkatalog auch der völlig veränderte Stil der Jugend in der Gestaltung ihres Lebens und Zusammenlebens. Die Sexualität ist schon nicht mehr das Gesprächsthema, das an der Spitze ihrer Tagesordnung steht. Unverarbeitet ist gerade in unseren Tagen noch das Phänomen der Jesus-people-Bewegung.

Kein Zweifel, daß sich auf diesem Hintergrund die Arbeit mit der jungen Generation außerordentlich schwierig gestalten läßt. Unsere Kirchenleitung hat sich vor einem Jahr mit der Frage nach der *Konzeption der landeskirchlichen Jugendarbeit* ausführlich beschäftigt. In einer Präambel für eine solche Konzeption hat sie folgende Sätze festgehalten:

„Wie jede christliche Aktivität kommt die evangelische Jugendarbeit aus der Anrede Gottes an den Menschen, wie sie in Wort und Tat Jesu Christi hörbar und sichtbar geworden ist und immer neu wird.

Evangelische Jugendarbeit hat zum Ziel, das Evangelium so erfahrbar zu machen, daß die Jugendlichen es als Lebensmöglichkeit für sich annehmen und sich gleichzeitig dafür einsetzen können, daß auch andere die gleiche Erfahrung machen.

Dabei bedient sie sich der Hilfe fachkundiger Erfahrung gegenwärtiger Wirklichkeit.“

Das Problem der *Freizeiten*, die die Kirche für die und mit den Jugendlichen gestaltet, beschäftigt uns nicht minder intensiv. Der Versuch, „Orientierungshilfen für die Durchführung von Freizeiten“ zu erarbeiten, ist noch nicht abgeschlossen.

Grundlegend also hat sich der Dienst der Kirche an der Jugend geändert. Dieser Wandel betrifft auch die Methode, nach der sich die Arbeit vollzieht. An die Stelle des regelmäßig zusammentretenden Jugendkreises sind vielfach Jugendseminare, offene Jugendveranstaltungen und anderen Formen getreten, mit denen die Kirche im Auftrag des Evangeliums ihren Dienst an der Jugend zu tun versucht.

Ich deutete schon an, daß zu Ihren Helfern im Nordstrander Jugendlager 1932 auch vier Kandidaten aus dem *Predigerseminar* gehörten. Mit „Predigerseminar“ ist mir das zweite Stichwort für meinen Rückblick auf vier Jahrzehnte gegeben. Lassen Sie mich deshalb in diesem Zusammenhang auch die Veränderung ansprechen, die sich im Ausbildungswesen unserer Theologen vollzogen haben und vollziehen. Wie uns im Predigerseminar zumute war, hat aus unmittelbarem Erleben einer aus unserem Kreis 1932 mit folgenden Sätzen dargestellt:

„Uns jungen Theologen geht es hierin um alles andere eher als um Fachsimpelei: Wer erschrocken ist vor dem Anspruch des Wortes Gottes auf das ganze Leben, der verliert an Fachsimpelei und allem bloßen theologischen Rechthabenwollen die Freude.

Gerade hier in Preetz mühen wir uns darum, dieses heilsame

Erschrecken nicht zu vertuschen. Ganz teilzuhaben, an unserer Zeit, um hier als Brüder das ganze Wort Gottes zu sagen, das ist die schwere Forderung. – Was sind wir Christen heute für Rand- und Nebenfiguren geworden! Das ist eine Sache, die immer wieder bedrückt. Aber vielleicht muß jeder Idealismus zerschlagen werden, damit man dann Gehorsam werden lernt.

Wir sitzen ja hier in Preetz in einer ehrenvollen Festungshaft auf einer gut abgeschlossenen Insel. Welcher Irrsinn für einen Theologen, den es mit Macht danach drängt, in eben dieser Zeit von der man uns absperrt, seinen Mann zu stehen!“

Ein wenig später schreibt er dann noch vom „landeskirchlichen Laufgitter“, in dem man uns angehenden Pastoren das geordnete Laufen im landeskirchlichen Dienst beizubringen versuchte.

Unsere Predigerseminarzeit schloß unmittelbar an das 1. theologische Examen an. Schon dadurch war die Möglichkeit blockiert, wirklich praxisbezogen die Ausbildung zu erfahren. Nicht zu übersehen ist der Fortschritt, den die Ausbildungsreform machte, als man sich entschloß, die Zeit im Predigerseminar an das Vikariat anzuschließen und das Vikariat unmittelbar auf das 1. Examen folgen zu lassen. Unbewußt haben uns damals die heute gebräuchlichen Formulierungen schon beschäftigt: praxisbezogene Theorie und theoriebezogene Praxis. Im Vollzuge der weiteren Überlegungen unter diesen Stichworten haben wir gegenwärtig eine Ausbildung zwischen dem 1. und 2. Examen, die in fünf Phasen dem angehenden Pastor das Rüstzeug anbietet, das er für seine Gemeindearbeit braucht. Diese Phasen beziehen sich auf folgende Ausbildungsabschnitte: Predigt und Gottesdienst, Kirchliche Unterweisung, Amtshandlungen und Seelsorge, Diakonie und Sozialarbeit, Gemeindeaufbau und Verwaltung. Jeweils ein Kreis von Kandidaten, der gemeinsam das 1. Examen abgelegt hat, wird in einem von vier Ausbildungsschwerpunkten zusammengefaßt – entweder in Schleswig, Kiel, Ahrensburg oder Pinneberg. Unter der Anleitung eines Mentors bleiben die Vikare für zwei Jahre in ihrer Region residenzpflichtig, werden schwerpunktmäßig in den fünf Ausbildungsabschnitten unter dem Geleit des Vikariatsleiters praktisch ausgebildet, um dann im Predigerseminar die praktische Erfahrung theoretisch aufzuarbeiten.

Gerade jetzt melden sich bereits erste Überlegungen an, ob diese Fünf-Phasen-Ausbildung schon der Weisheit letzter Schluß sein kann. Auch auf diesem Gebiet hat sich ein wesentlicher Wandel vollzogen.

Grundlegend verändert hat sich die *theologische Arbeit*. Ihre geistlichen Väter, lieber Bruder Wester, waren – so schrieb Ober-

kirchenrat Schwarz 1967 von Ihnen – vor allem Adolf Schlatter und Karl Heim. 1966 veröffentlichte Heinz Zahrnt sein Buch „Die Sache mit Gott“ und gab ihr den Untertitel: „Die protestantische Theologie im 20. Jahrhundert“. In diesem Werk wird Karl Heim mit keiner Silbe erwähnt; Adolf Schlatter nur namentlich einmal in einem Zusammenhang, der ihm in keiner Weise gerecht wird. Ich meine nicht, daß damit schon entschieden wäre, wie schnell große Lehrer in Vergessenheit geraten können, bei denen wir vieles für unseren Dienst, aber auch für unser persönliches Christenleben, gelernt haben. Adolf Schlatter und Karl Heim sind auch meine Lehrer gewesen, denen ich viel zu danken habe und von denen ich meine, daß ihre Bedeutung für die künftige theologische Arbeit und für den künftigen Weg der Kirche noch nicht abschließend gewürdigt werden kann. Das Gewicht, das den verschiedenen theologischen Disziplinen zukommt, hat sich im Laufe der letzten 40 Jahre mehrfach verlagert. Von Karl Barth haben wir gelernt, daß die Exegese die Grundlage aller theologischen Arbeit ist und daß die systematische Theologie nicht ohne sorgfältige Exegese sinnvoll arbeiten kann. Die historisch-kritische Forschung hat das Thema vom historischen Jesus und dem kerygmatischen Christus zur Diskussion gestellt. Die Botschaft des Evangeliums in ausschließlich mitmenschliche Bezüge aufzulösen, ist das Ergebnis einer sozial-ethischen Konzeption, die das Evangelium umfunktioniert in menschliche Aktion. Gegenwärtig liegt das Schwergewicht im Bereich der praktischen Theologie und innerhalb dieser Disziplin bei der Seelsorge, deren Bedeutung mehr und mehr entdeckt wird. Diese Entdeckung hat ihren Grund in der Tatsache, daß sich das theologische Denken in das Gespräch mit der Anthropologie und mit den Humanwissenschaften begeben hat.

Im Zusammenhang mit diesen – dessen bin ich mir voll bewußt – nur angedeuteten Veränderungen im theologischen Denken steht ein Wort über *Bekenntnisfragen* in den letzten vier Jahrzehnten. Da ist zuallererst auf das „Altonaer Bekenntnis“ hinzuweisen, das 1932 erarbeitet worden ist und am 11. Januar 1933 in einem besonderen Gottesdienst in der Altonaer Hauptkirche veröffentlicht wurde. Es ist „Das Wort und Bekenntnis Altonaer Pastoren in der Not und Verwirrung des öffentlichen Lebens“. Es handelt in fünf Artikeln: von der Kirche, von den Grenzen des Menschen, vom Staate, von den Aufgaben des Staates und von den Geboten Gottes. In einem Brief aus dem Predigerseminar heißt es 1933:

„Wir beschäftigen uns viel mit dem Altonaer Bekenntnis. Die ganze deutsche Presse (viele Berliner Blätter) diskutiert es und berichtet. Ich freue mich auch des äußeren Erfolges sehr: Wir

Preetzer sandten Gedenktelegramm. – Der innere Erfolg steht noch dahin. Vorerst sind wir glücklich und froh, daß wir aber doch noch eine wagemutige Kirche haben, die gewillt ist, auch das heiße Eisen der Politik anzufassen.

Mir selbst sind politische Fragen wirkliche Lebensfragen geworden. Wir können ja als Christen nie in blasser Allgemeinheit reden. Jedes Wort hat politische Konsequenzen, ob wir es wissen oder nicht.“

Sicherlich würde man heute manches anders sagen; aber im Grundansatz und in der Grundintention hat das Altonaer Bekenntnis nach meiner Überzeugung von seiner Aktualität noch nichts eingebüßt.

Von wesentlich größerem Gewicht ist natürlich das Barmer Bekenntnis von 1934, das mit gutem Recht auch in dem Grundartikel 3 unserer schleswig-holsteinischen Rechtsordnung Aufnahme gefunden hat. Das Mühen der Bekennenden Kirche um das rechte Wort in der Zeit des Dritten Reiches ist in den Jahren zwischen 1933 und 1945 auch und gerade während des Krieges unser ständiger Begleiter gewesen. Das Stuttgarter Schuldbekenntnis von 1945 hat in diesem Zusammenhang einen besonderen Platz inne. Die theologischen Auseinandersetzungen um Schrift und Bekenntnis, um den Dienst der Verkündigung und der Seelsorge haben Bewegungen ausgelöst, die nur aus der Sorge zu verstehen sind, daß Schrift und Bekenntnis ihre Funktion als Fundament unserer Kirche verlieren könnten, aber unbestritten behalten müssen. 1968 – Sie waren damals mit dabei – haben wir in der Bischofskonferenz auf der Reichenau eine „Erklärung zu Schrift, Bekenntnis, Lehrautorität“ verabschiedet, deren Wortlaut, wie ich meine, immer noch seine volle Gültigkeit hat. Nur ein paar Sätze seien daraus zitiert:

„Wir wissen, wie schwer es heute vielen fällt – auch solchen, die gern Christen sein möchten – in die Bekenntnisformulierungen vergangener Zeiten einzustimmen. Wir dürfen uns trotzdem nicht über die uns von den Vätern überlieferten Bekenntnisse hinwegsetzen. Sie erwiesen sich als geschichtlich notwendige Antwort im Glauben und sind Ausdruck der Einheit der Kirche über die Zeiten. Recht verstanden sind sie eine Hilfe für das uns aufgetragene Bekenntnis. Vor allem erinnern sie ständig daran, daß der Glaube der Christenheit weiter und reicher ist, als es der einzelne jeweils in seinem persönlichen Bekenntnis zu formulieren vermag ...

Die Bekenntnisse der Väter fordern in jeweils neuer geschichtlicher Situation zu neuem Bekennen heraus. Eine bloße Rezipitation der Bekenntnisschriften genügt nicht. Jedes Bekenntnis bleibt Stückwerk und kann mißverstanden werden. Trotzdem ist von uns das Wagnis des aktuellen Bekennens gefordert . . .

Das Bekenntnis erinnert die Kirche an ihre Verpflichtung, über ihre Lehre verantwortlich zu wachen. Sie darf dabei nicht den weltweiten ökumenischen Horizont und ihre Katholizität vergessen. Selbst im politischen Ringen um die bessere Erkenntnis der einen Wahrheit soll jeder merken, daß die ganze Christenheit gemeint ist und wir nicht konfessionelle Selbstbehauptung betreiben. Träger dieser Lehrverantwortung sind alle Glieder der Kirche . . .

Diese Lehrverantwortung wird dadurch wahrgenommen, daß in einer konkreten Situation das Bekenntnis neu ausgesprochen wird. Deshalb ermutigen wir alle, die Verantwortung für Bekenntnis und Lehre der Kirche tragen, an einer neuen Formulierung des Bekenntnisses der Kirche intensiv zu arbeiten.

Möchte es unserer Kirche geschenkt werden, daß in unseren Gemeinden diese Lehrverantwortung sorgfältig wahrgenommen wird.“

Als Sie in Westerland Ihren Dienst als Gemeindepastor aufnahmen, standen Sie sehr bald vor wichtigen zusätzlichen Aufgaben. Die *Leitung des Bruderrates* war Ihnen übertragen; die *Arbeit der Volksmission* haben Sie persönlich mitgestaltet. Noch lebhaft erinnere ich mich der „Marschbefehle“, die wir zugestellt bekamen, in denen uns kurz und bündig mitgeteilt wurde, an welchen Tagen wir zu welchen Themen und in welchen Gemeinden zu sprechen hätten. Damals waren Sie mehrfach bei uns in Viöl; ich selber war mehrfach bei Ihnen in Westerland. Wie sehr sich die volksmissionarische Arbeit in unserer Landeskirche gewandelt hat, wird deutlich, wenn man das Arbeitspapier zur Hand nimmt, das die Mitarbeiter der Volksmission, der Haushalterschaft und des Arbeitskreises Freizeit und Erholung in Schleswig-Holstein, Hamburg und Harburg unter dem Titel „Nordelbischer Gemeindedienst“ erstellt haben. Da heißt es zur Begründung:

„Die gegenwärtige menschliche Situation ist bestimmt durch ständigen Wandel der Lebensverhältnisse, die Trennung von Wohn- und Arbeitsbereich und die Vielfalt der Anforderungen. Die Folgen dieser Entwicklung wirken sich zunehmend auf der Ebene der Ortsgemeinde, Nachbarschaft und im Freizeitbereich aus. Viele Menschen suchen in der allgemeinen Verunsicherung

nach Maßstäben, Begleitung, Gemeinschaft und Inhalt für ihr Leben.

Dazu bedarf es in Wahrnehmung des Auftrages Jesu Christi der Förderung der missionarischen Kraft insbesondere in der Ortsgemeinde.“

Und zur Zielsetzung:

„Angesichts dieser Situation geht es der Volksmission und Haushalterschaft darum, den Menschen und den Gemeinden Hilfen, Information und Mitarbeit anzubieten.

Ein lebendiger Glaube an den gekreuzigten und auferstandenen Christus befreit den Menschen von den illusionären Zügen seiner Ziele und aus dem Schock erlebter Enttäuschungen.

Darum sucht die Volksmission die Menschen in ihren vielfältigen Situationen mit dem Ziel auf, Glauben an Jesus Christus zu wecken und ihnen dadurch zu helfen, in ihren persönlichen und gesellschaftlichen Bezügen als Christen ihre Aufgabe zu erkennen und wahrzunehmen und ihr Leben zu bewältigen, zu ändern und durchzustehen.

Die gesunde und ‚normale‘ Lebensweise eines Glaubenden ist die eines Mitarbeiters Jesu Christi im Rahmen einer mitarbeitenden Gemeinde.

Hierzu ermuntert die Haushalterschaft, indem sie die Menschen auf ihre Charismata anspricht und diesen innerhalb einer verantwortlichen Mitarbeiterschar Raum schafft.

Da lebendiger Glaube und lebendige Mitarbeit in Kirche und Welt zwei Seiten des einen Christseins sind, schließen sich die volksmissionarischen und haushalterschaftlichen Kräfte im Bereich Nordelbiens zusammen.“

Da wir vor allem auch im Bereich der *diakonischen Arbeit* in den Jahren nach 1945 manchen gemeinsamen Weg gegangen sind, darf ich in dieser Rückschau nicht vergessen, auch auf die grundlegenden Veränderungen hinzuweisen, denen die Diakonie unserer Kirche unterworfen gewesen ist. Durch die Gründung des Hilfswerks im August 1945 holte die verfaßte Kirche das Ja zur Diakonie nach, das sie 1848 schuldig geblieben war, als Wichern vor dem Wittenberger Kirchentag appellierte: „Die Liebe gehört mir wie der Glaube“. Seit 1945 arbeiten Hilfswerk und Innere Mission zuerst nebeneinander, später miteinander und heute gemeinsam als „Diakonisches Werk“. In den ersten Jahren waren sie beide neben den klassischen Arbeitsgebieten der Anstaltsdiakonie damit beschäftigt, im Zusammenbruch unseres Volkes angesichts der unübersehbaren Flüchtlings- und Vertriebenennot den Dienst rettender Liebe zu tun, so gut sie es konnten. Die Mittel dazu stammten

in den ersten Jahren fast ausschließlich aus dem Bereich der Ökumene. Wir sollten den Dank für das, was uns in Deutschland damals widerfahren ist, niemals vergessen. Als sich die Verhältnisse in unserem Land zu konsolidieren begannen, öffnete sich das diakonische Handeln neben der rettenden Diakonie für Aufgaben der gestaltenden Diakonie. Man sprach von „Wichern II“ und meinte damit, daß diakonisches Handeln sich nicht nur im Retten und Helfen, sondern auch im vorbeugenden Heilen bewähren muß, in dem Versuch, die Strukturen zu ändern, wo erkannt worden ist, daß sie die Wurzel manches vermeidbaren Übels sind. In der Folge sprach man von politischer Diakonie, von der Diakonie des Denkens, und heute wird alles diakonische Handeln im weltweiten ökumenischen Horizont gesehen. Während ich diese Zeilen schreibe, steht die Diakonie vor neuen Aufgaben, an die man vor 40 Jahren noch nicht gedacht hat. Nur ein Stichwort sei erwähnt: Umweltschutz. In einem Brief Georg Pichts aus der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft Heidelberg habe ich zu diesem Thema gelesen: „Hätten wir ein theologisch besser fundiertes Verständnis der Diakonie, so müßte offenkundig sein, daß heute die Rettung der Umwelt in den Kernbereich der Diakonie gehört.“

In einer solchen Rückschau über vier Jahrzehnte darf ein Wort über die Bildung der *Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche* nicht fehlen, an deren anfänglicher Planung Sie so wesentlich mitbeteiligt gewesen sind. Wie lange es noch dauern wird, bis die Nordelbische Kirche endgültig zu Stand und Wesen gebracht sein wird, möchte ich vorsichtshalber nicht voraussagen. Es wird sehr davon abhängen, ob die Verfassungsgebende Synode in ihrer Arbeit ein Ergebnis ansteuert, das die künftige nordelbische Kirchenverfassung schon bis in die Einzelheiten hinein regelt, oder ob sie sich darauf beschränkt, ein Verfassungswerk vorzulegen, das die wesentlichen Richtlinien enthält, dann aber freien Spielraum läßt, um die Erfahrungen aus der gemeinsamen Arbeit in die Verfassung eintragen zu können.

Auch die *Reform unserer Evangelischen Kirche in Deutschland* bewegt uns in zunehmendem Umfang. Ob es erreichbar sein wird, noch in der gegenwärtigen Amtszeit der EKD-Synode, das heißt bis zum Januar 1973, das Reformwerk zu verabschieden, mag dahingestellt bleiben. Daß die Reform selbst keinen Aufschub duldet, ist mir nicht zweifelhaft. Es geht sowohl bei der EKD-Reform als auch bei dem nordelbischen Zusammenschluß um die Überwindung des landeskirchlichen Territorialprinzips zugunsten der größeren kirchlichen Einheit. Es geht darum, daß aus dem Bund bekenntnisgleicher Kirchen – wie in Nordelbien – und bekenntnis-

verschiedener Kirchen – wie bei der EKD – eine Einheit wird, die es ermöglicht, das Handeln der Kirche in unserer Zeit, in unserem Volk und in der Ökumene in größerer Geschlossenheit, als es bisher möglich war, zur Darstellung zu bringen.

Diesem Zusammenschluß dient auch die Konzentration der missionarischen Aktivitäten im *Nordelbischen Zentrum für Weltmission und Weltdienst*. Da Sie in Breklum aufgewachsen sind, werden Sie gerade diesen Vorgang mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgen und – so vermute ich – mit dem stillen Wunsch begleiten, daß das Erbe Breklums auch künftig für die Gemeinden unseres Landes der unentbehrliche Anstoß zu immer wieder neuem Nachdenken über die missionarische Verpflichtung der Kirche bleiben wird.

Noch lange könnte man fortfahren in dieser Rückschau auf vier Jahrzehnte. Dann müßte die Rede sein von Veränderungen in der Gemeindearbeit. Es wäre zu fragen, ob das parochiale Arbeitsprinzip wirklich abgelöst werden kann vom funktionalen oder ob am Ende eine Synthese das Sinnvolle wäre. Die Vielschichtigkeit der Bildungsproblematik käme zur Sprache – sowohl innerhalb der Kirche selbst als auch im Blick auf den Beitrag, den die Kirche zur Bewältigung dieses Problems für die heutige Welt leisten kann. Ausbildung, Fortbildung, Weiterbildung, Zusatzstudium, Erwachsenenbildung, Religionsunterricht, Konfirmandenunterricht – von diesem allen müßte noch gesprochen werden.

Aber es muß genug sein. Ohnehin ist hoffentlich deutlich geworden, daß diese Rückschau unter der Freude des Augustin-Wortes steht:

„Servitium Dei Summa Libertas!“

Lieber Bruder Wester, nun habe ich Ihnen einen bunten Strauß sehr verschiedener Blumen zusammengebunden. Einige stammen aus dem Treibhaus, andere sind Feldblumen; viele sind vielleicht nicht einmal als Blumen anzusprechen. Was aus dem Treibhaus kommt, wird schneller welken, als was auf dem Acker gewachsen ist und sich in Wind und Wetter bewährt hat.

Darf ich Ihnen diesen Strauß darbringen, begleitet von dem herzlichen Wunsch, daß Sie auch im kommenden Jahrzehnt Ihres Lebens regen Anteil nehmen dürfen an dem Geschehen unserer Kirche im weltweiten Bezug und an dem Weg mancher Gemeinde, der Sie verbunden sind?

Gottes Segen und Geleit sei mit Ihnen!

Ihr

Alfred Petersen